



Schlesischer Gottesfreund

NACHRICHTEN UND BEITRÄGE AUS DEM EVANGELISCHEN SCHLESIEN

ISSN 1861- 9746

Verkaufspreis: 3,- Euro

H 6114

66. Jahrgang – Mai 2015 – Nr. 5

Wie lieblich ist der Maien
aus lauter Gottesgüt,
des sich die Menschen freuen,
weil alles grünt und blüht!
Die Tier sieht man jetzt springen
mit Lust auf grüner Weid,
die Vöglein hört man singen,
die loben Gott mit Freud.

Herr, Dir sei Lob und Ehre
für solche Gaben Dein.
Die Blüt zur Frucht vermehre,
lass sie ersprießlich sein.
Es steht in Deinen Händen,
Dein Macht und Güt ist groß,
drum wollst Du von uns wenden
Mehltau, Frost, Reif und Schloß.

Martin Behm (1557 - 1622)

Pfingsten ist aktueller denn je

Es sollte klar sein: Pfingsten ist kein Frühlingsfest, auch wenn es in den Mai fällt und uns an die bekanntesten Verse Goethes in seinem Reineke Fuchs erinnert: „Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen; es grüntem und blühten Feld und Wald; auf Hügeln und Höhn, in Büschen und Hecken übten ein fröhliches Lieds die neu ermunterten Vögel.“ Fraglos freuen wir uns darüber. Pfingsten ist allerdings von seiner Herkunft in der ersten Gemeinde in Jerusalem her mehr und Anderes: Es ist die Geburtsstunde der weltumspannenden Kirche – jener einen, heiligen und apostolischen Kirche, die wir im Glaubensbekenntnis bekennen und die seit Karfreitag und Ostern Gottes neues Volk ist. Die Kirche ist in den Augen Gottes seine Vorhut in diesem Kosmos – und zwar, weil er es so will, und nicht, weil uns besondere Leistungen dazu qualifizieren.

Dass wir Gottes Volk sind, ist bei uns nicht gerade gängige Rede – schon gar nicht gängige Überzeugung. Die Rede ist in unserer Sicht übertrieben und auch Wirklichkeitsfern, wenn wir an unsere kleiner werdenden Gemeinden denken und die religiösen Nischen und Kleingruppen sehen, in die wir uns gelegentlich – manchmal aus Furcht – zurückziehen. Um so nötiger haben wir das Pfingstfest. Wir feiern keineswegs mit der Gründung der weltweiten Kirche ein Ereignis der Vergangenheit – damals vor 2000 Jahren in Jerusalem. Wir sind kein Traditionsverein, der eine museale Vergangenheit betreut und pflegt. Pfingsten ist das Fest des Heiligen Geistes – Fest der ständigen Gegenwart Gottes, der weder mit uns noch mit seiner Schöpfung fertig ist, obwohl wahrhaftig Anlässe genug vorhanden sind, sich über sie zu ärgern. Pfingsten ist – alle Jahre wieder – Signal zum Aufbruch und Neuanfang. Das Signal ist 2015 geradezu lebenswichtig angesichts krisenhafter Erscheinungen, der Terrorakte, der Kriege, der vielen verhungerten und ermordeten Menschen in Syrien, im Irak, in Afrika – und der weltweiten Christenverfolgung. Sogar Asylbewerber, die aus Afrika über das Mittelmeer ins christlich bestimmte Europa flüchten, drangsalieren christliche Leidensgenossen.

Aufwachen und dem Heiligen Geist folgen ist 2015 das Gebot der Stunde. Der Heilige Geist kann – das zeigt die Gründungsgeschichte der Kirche vor 2000 Jahren – aus ängstlichen Jüngern mutige Menschen machen, die auf die Straße gehen, frei, offen und unverkrampft über ihren Glauben reden und sich an ihrem gesellschaftlichen Standort – gleich ob sie jung oder alt, im Leben stehend oder pensioniert sind – für annehmbare Lebensbedingungen engagieren und den Wertmaßstäben folgen, die Gott empfiehlt. Die 10 Gebote sind bei uns aus der Mode gekommen. Mit anderen Worten: Es geht um die Qualität unseres religiösen Glaubens, der sich in der Zivilgesellschaft bewährt – um die Qualität unseres Christseins.

Christlicher Glaube ist konkret und hat etwas mit dem Gott zu tun, der Himmel und Erde geschaffen hat, der zu Weihnachten Mensch wurde und der so jedem Einzelnen Wert und Würde gibt, der zu Ostern durch Jesus von Nazareth den Tod überwindet, und der zu Pfingsten an seine ständige Gegenwart erinnert.

Wir leben im 21. Jahrhundert, in dem Vernunft, Wissen und Glauben zu verbinden sind, und wir haben nun einmal die Neigung, uns eine eigene Religion zurechtzulegen. Was aber helfen die klügsten religiösen Systeme, wenn nicht Gott dahinter steht, der uns akzeptiert, der uns auffängt, und der uns zu irdisch-vernünftigem Handeln motiviert. Das tut nämlich der Heilige Geist: er garantiert eine Religion, die funktioniert. Geradezu klassisch formuliert das Martin Luther in der Erklärung zum 3. Artikel des Glaubensbekenntnisses: „Ich glaube, dass ich nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an Jesus Christus glauben oder zu ihm kommen kann, sondern der Heilige Geist hat mich durch das Evangelium berufen, mit seinen Gaben erleuchtet und im rechten Glauben geheiligt und erhalten.“

Die Kirchenfarbe von Pfingsten ist rot – Symbol für das Feuer, in dem das Alte und unsere Resignation verbrennen – Symbol vor allem für das Feuer, das der Heilige Geist bringt und uns in Bewegung setzt. Lassen wir dieses Feuer bei uns lodern.

Dr. Hans-Ulrich Minke <

... was mich bewegt ...

GENERALSUPERINTENDENT MARTIN HERCHE

Für 12 Monate hat Generalsuperintendent Martin Herche eine Seelsorgerubrik – „Lebensfragen“ – für ältere Menschen in der Monatszeitschrift „Frohe Botschaft“ zu beantworten. Einige dieser lesenswerten Beiträge dürfen mit freundlicher Genehmigung der Redaktion von ‘Frohe Botschaft’ im „Gottesfreund“ nachgedruckt werden.

„Jetzt ist es schon 70 Jahre her, dass der 2. Weltkrieg endete. Seit einigen Jahren kommen jedes Mal im Mai Gefühle in mir hoch, die ich immer ganz schnell verdrängen möchte. Es war damals so furchtbar, was wir erlebt haben, und es

ist bis heute eine große Scham in mir. Und wenn ich ehrlich bin: Ich spüre manchmal einen richtigen Hass auf die, die uns damals so erniedrigten und aus der Heimat vertrieben. Verstehen Sie, was ich meine? Ich frage mich, ob ich jemals Frieden finde?“

(Aus dem Brief einer 1945 Vertriebenen)

Nun ist der Krieg und das, was Sie vor siebzig Jahren erlebt haben, schon so lange her, und doch sind die schrecklichen Erinnerungen an jene Zeit noch so präsent für Sie. Lange konnten Sie darüber nicht reden, und Ihre Erinnerungen waren wie in einer Kapsel verschlossen. Das war ein wich-

tiger Schutz, schreiben Sie, sonst hätten Sie nicht überleben können. Sonst hätten Sie nicht heiraten und für Ihre Kinder da sein können. Doch jetzt, im Alter, sei alles wieder so präsent.

Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, dass Sie mir so offen an Ihren Gefühlen Anteil geben, und dass Sie davon schreiben, was Sie in den letzten Tagen des Krieges und danach auf der Flucht erlebt haben. Ich empfinde das als großen Vertrauensbeweis und bewundere Ihren Mut, nach so vielen Jahren von all dem Furchtbaren zu sprechen.

Sie wissen, dass ich zu denen gehöre, die von solchen Schrecken verschont blieben. Ich bin ja erst später geboren. Aber ich glaube, es ist nun die Aufgabe meiner Generation, Ihnen und all jenen, die endlich darüber sprechen möchten, zuzuhören. Wir können ja nur mit unendlicher Dankbarkeit daran denken, wie Ihre Generation nach all den schrecklichen Erfahrungen ihrer eigenen Kindheit in großer Liebe und mit ganzem Einsatz für ihre Kinder dagewesen ist. Freilich, andere, wie Ihre Freundin haben nach dem Kriegs-

tod ihres Verlobten nie wieder einen Mann gefunden und mussten schmerzlich auf Kinder verzichten.

Und dann schreiben Sie von Ihrem Mann, der so hart zu Ihren Kindern sein konnte. Verstehe ich Sie richtig, dass Sie bis heute nicht begreifen können, warum er manchmal völlig außer sich geriet und die Kinder, die er doch so sehr liebte, und die er nicht weinen sehen konnte, anschrie und schlug? Nun können Sie ihn nicht mehr fragen, denn sein Platz neben Ihnen bleibt schon lange leer. Aber sie haben, als letzten Gruß, in seinen Grabstein einmeißeln lassen „Ruhe in Frieden“. Wie tröstlich und wie heilsam das klingt!

Ich wünsche Ihnen und Ihrer Freundin und allen, die bis heute nicht fertig geworden sind mit den Schrecken von Krieg, Flucht und Vertreibung, einen Menschen, dem Sie sich mit dem, was bisher so ganz verborgen und unausgesprochen auf Ihnen lastete, anvertrauen können. Möge Christus als unerkannter Dritter dann bei Ihnen sein und es Ihrer Seele einfach nur gut tun. <

Dietrich Bonhoeffer

Von den Wurzeln seiner Kraft

CHRISTIAN-ERDMANN SCHOTT

Vor 70 Jahren, am 9. April 1945, kurz vor dem Ende des II. Weltkrieges, wurde Dietrich Bonhoeffer im Konzentrationslager Flossenbürg/Oberpfalz erhängt. Bei den Feierlichkeiten, die zur Erinnerung daran abgehalten wurden, kam die weltweite Verehrung, die Bonhoeffer heute genießt, eindrucksvoll zum Ausdruck. Diesen ehrenden Stimmen schließe ich mich an, hier mit dem Wiederabdruck eines Aufsatzes, der bereits im Jahr 2000 im „Schlesischen Gottesfreund“ erschienen ist, hier aber mit einer nahe liegenden, inzwischen weitgehend vergessenen Frage verbunden wird. Diese Frage lautet: Warum hat es unter den rund 1000 Pfarrern und Vikaren der damaligen schlesischen evangelischen Kirche diesen Mann gegeben, warum hat es nur diesen einen gegeben? Sollte OKR Walter Schwarz (1886 - 1957) Recht haben mit seinem Urteil, dass die schlesische Pfarrerschaft 1933 im Blick auf ihre Kampfkraft gerade mal das Niveau eines Unteroffizierscorps gezeigt hat?

Vergegenwärtigen wir uns die Lage, auf die sich Schwarz bezieht: Als Reaktion auf die unrechtmäßige Zwangspensionierung des für den Sprengel Liegnitz zuständigen Generalsuperintendenten Martin Schian (1869-1944) am 24. Juni 1933 hatte Schwarz einen Protest der niederschlesischen Pfarrerschaft zu organisieren versucht. Der Strehleener Superintendent Martin Lehmann veranstaltete eine Ephorenkonferenz mit der gleichen Zielsetzung in Liegnitz. Beide blieben ohne Erfolg. Pfarrerschaft und Ephoren

zogen in ihrer Mehrheit nicht mit. Auch Schian selbst versagte sich den Bitten von Schwarz und anderen und protestierte gegen seine Abberufung nicht. In seinen „Erinnerungen“ hat sich Schian dazu nicht geäußert.

Für Schwarz muss diese Erfahrung ein Schlüsselerlebnis gewesen sein. Er sah, dass die schlesische Kirche in den heraufziehenden Kirchenkampf ohne diesen populären Kirchenführer würde gehen müssen. Seine Konsequenz klingt bitter: „Mit dem Unteroffizierscorps allein ist kein Krieg zu gewinnen. Ich werde nicht mehr eingreifen“. Dazu passt eine zweite Bemerkung, die zeigt, wie Schwarz das Machtverhältnis zwischen dem NS-Staat auf der einen und der Evangelischen Kirche auf der anderen Seite einschätzte und welche Folgerungen er daraus ableitete: „Man wehrt sich gegen einen anstürmenden Stier am besten, indem man ihm ausweicht, bis er ausgetobt hat“. Er sah, dass er im Blick auf den NS-Staat einen



Porträt: ANN, 2005

Mittelweg gehen musste: Von seiner Überzeugung her konnte es für ihn keine Unterordnung oder Angleichung an den Staat, keine Auslieferung der Kirche an den „Führer“ geben, wie es die DC wollten. Auf der anderen Seite sah er aber auch, dass es eine praktische Zusammenarbeit mit dem Staat geben musste – auch im Interesse der Kirche. Die Kirche lebte in diesem Staat. Sie musste mit ihm kooperieren, um in ihm ihren Auftrag zu erfüllen. In diesem Sinn suchte Schwarz im Interesse der Kirche eine pragma-

tische Lösung: Kooperation mit dem Ziel der Selbstbehauptung. Soweit Schwarz. Was meint sein Urteil im Blick auf die schlesischen Pfarrer? Charakterlosigkeit? Im Ernst kann Schwarz das nicht meinen, dafür gibt es zu viele Gegenbeispiele. Richtig dürfte Schwarz gesehen haben, dass die schlesische Pfarrerschaft nicht das Maß an Mut aufbringen konnte, das für einen kraftvollen Protest gegen die Nazis notwendig gewesen wäre. Schwarz hat das festgestellt und sich kirchenpolitisch darauf eingestellt. Sein Ziel war von da an: Die deutsche schlesische evangelische Kirche soll überleben. Zum Eintreten für Juden, Schlonsaken, Gastarbeiter-Gefangene blieb keine Kraft – so wie in der Habsburger Zeit das schlesische Luthertum aus Überlebensangst die Reformierten ohne brüderlichen Beistand im Stich gelassen hat.

Nicht gefragt hat Schwarz: Woher kommt diese Angst in der übergroßen Menge der Pfarrer? Warum nicht bei Bonhoeffer?

Bei Bonhoeffer konnte die Angst auf ein tragbares Maß herabgedrückt werden durch die exzellente Vernetzung mit vertrauten, zuverlässigen und einflussreichen Menschen. Diese Vernetzung hatten die Pfarrer in der Regel nicht. Sie standen in der Regel allein, verteilt über das Land und ohne den Schutz von Menschen. Dass sie diesen Mangel durch den Glauben hätten ausgleichen sollen, wage ich gerade noch zu denken, aber von niemandem zu fordern.

Im Folgenden sollen zunächst die Lebensdaten und dann die Vernetzung Bonhoeffers aufgelistet werden.

Dietrich Bonhoeffer wurde am 4. Februar 1906 in Breslau geboren; sein Vater war dort Professor für Psychiatrie. Die Familie zog 1910 nach Berlin. Bonhoeffer studierte in Berlin und Tübingen und habilitierte sich bereits mit 24 Jahren im Fach Systematische Theologie. Für ein Jahr ging er nach den USA, wurde nach der Rückkehr Studentenpfarrer in Berlin und Jugendsekretär des Weltbundes für Freundschaftsarbeit der Kirchen, Auslandspfarrer in London, Mitglied des Ökumenischen Rates, seit 1935 Leiter des Predigerseminars der Bekennenden Kirche in (Stettin-)Finkenwalde. 1937 wurde ihm durch die Gestapo die Lehrerlaubnis entzogen, 1937 das Predigerseminar geschlossen, er erhielt Rede- und Schreibverbot. Er schloss sich dem politischen Widerstand um Admiral Canaris an. Am 5. April 1943 wurde er verhaftet, am 9. April 1945 im KZ Flossenbürg erhängt. In seiner Geburtsstadt Breslau wurde ihm im Frühjahr 1998 auf dem Kirchplatz vor der Elisabethkirche ein Denkmal errichtet.

Was hat diesen Mann so stark gemacht, dass er mit seltener Klarheit und frühzeitig den Nationalsozialismus als verbrecherisch durchschauen und bekämpfen konnte? Wo liegen die Wurzeln seiner Kraft? Ich nenne acht:

1. Die Rückbesinnung auf Martin Luther

Es gibt Einsichten des jungen Luther, die für Bonhoeffer in allen Phasen seiner Entwicklung grundlegend waren. Dazu gehören vor allem die Lehre von der Rechtfertigung des Sünders durch die Gnade Gottes. Für Luther war dies das Herzstück seiner Theologie; aber auch die sogenannte

Zwei-Reiche-Lehre mit ihrer Unterscheidung vom Reich Gottes, des Evangeliums, des Glaubens und der Liebe auf der einen und dem Reich der Welt, des Schwertes, der Obrigkeit auf der anderen Seite. Diese Unterscheidung verbietet es, dass der Staat in die Kirche hineinregiert und umgekehrt. Hier hatte Bonhoeffer auch das theologische Fundament, von dem aus er gegen die Ein- und Übergriffe des nationalsozialistischen Staates protestieren konnte. Hinzu kommt die Hochschätzung einer gesunden Lehre und der Bekenntnisschriften, die Bonhoeffer mit dem Luthertum teilte.

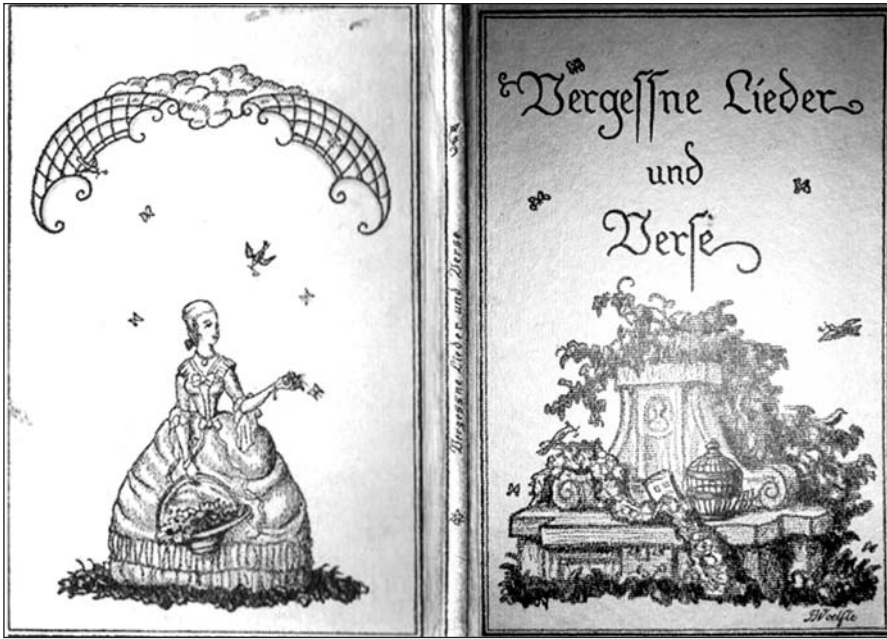
Und trotzdem ist Bonhoeffer kein typischer Konfessionslutheraner, wie man sie in den deutschen Landeskirchen lutherischer Prägung findet. Mit diesen Lutheranern hatte er seine großen Schwierigkeiten. Diese „so genannten Lutheraner“ machte er für tiefgehende Verfälschungen Luthers verantwortlich. Aus der „Freiheit eines Christenmenschen“, wie Luther sie wollte, sei unter den Händen dieser Schüler Gleichgültigkeit und Verwilderung geworden. Statt Einheit der Kirche haben sie die Spaltung zementiert; statt Evangelium als Ruf in die verbindliche Nachfolge zu predigen und zu praktizieren, haben sie eine „billige Gnade“ angeboten und mit alledem der Glaubenslosigkeit und dem Säkularismus den Weg bereitet. Diesen Fehlentwicklungen gegenüber will Bonhoeffer zurück zum wahren, echten, zum frühen Luther. Sein Buch „Nachfolge“ (1937) und dann die Schrift vom „Gemeinsamen Leben“ (1938/ 39) wollen zu einem verbindlichen gemeinsamen christlichen Leben einladen. Sie wollen dazu ermutigen, mit Ernst und im Bewusstsein aller Konsequenzen Christ zu sein; wenn man so will, auch lutherischer Christ zu sein.

2. Bonhoeffer und Preußen

Ähnlich differenziert war Bonhoeffers Einstellung zu Preußen. Auf der einen Seite stand er der preußischen Tradition kritisch bis ablehnend gegenüber, nämlich so weit, wie damit Erziehung unter der Dominanz des Militärischen zu Unterordnung und Gehorsam ohne Schutz gegen Missbrauch, eine quasi religiöse Verklärung des eigenen Wesens ohne Freiheit zum eigenen, auch abweichenden Denken und Leben ausgedrückt war.

Auf der anderen Seite war Preußen, war Berlin für Bonhoeffer die Heimat. Als er 1939 in New York war und von Freunden dringend aufgefordert wurde, angesichts der drohenden Kriegsgefahr in den Staaten zu bleiben, ist er doch zurückgegangen. Er wusste, wo sein Platz in der Stunde der Not war. In zunehmendem Maße hat er dann ein anderes Preußen kennen- und schätzen gelernt, das konservativ-christliche Preußen, das sich im Widerstand gegen Hitler zusammenfand, eingebunden in politisch-christliche Verantwortung, zu der er sich hingezogen fühlte. Das Preußentum, das er in diesen hinterpommerschen Familien erlebte, war zur Tat bereit. Und das war dann auch der Punkt, der Bonhoeffer etwa von Jochen Klepper – dessen Roman über den Preußenkönig Friedrich Wilhelm I. „Der Vater“ damals viel gelesen wurde – oder dem Eckart-Kreis um Kurt Ihlenfeld trennte.

Fortsetzung folgt. <



Gottlob Wilhelm Burmann – ein Laubaner als Dichter des „kleinen Glücks“.

PASTOR. EM. PETER MERX

„Arbeit macht das Leben süß“ – das haben sicher viele von uns Älteren in ihrer Kindheit oft gehört, und mancher mag dann im Stillen weitergesprochen haben „Faulheit stärkt die Glieder“. Dabei hat er allerdings den Gedichtvers ins Gegenteil verkehrt, denn im Grunde ist es ein Loblied der Arbeit, das in diesem Gedicht gesungen wird:

*Arbeit macht das Leben süß,
macht es nie zur Last.
Der nur hat Bekümmernis,
der die Arbeit haßt.
Kräfte gab uns die Natur
zu Beruf und Pflicht,
faule Müßiggänger nur
gähnen, leben nicht.*

Was da im Brustton der Überzeugung als ultimative Weisheit daherkommt, wirkt heute teilweise unfreiwillig komisch, da ein Gemeinplatz den anderen zu jagen scheint:

*Arbeit ist der Menschheit Los,
ohne Müh und Fleiß
ist kein Mensch auf Erden groß.
Ehre fordert Schweiß.
Bei Gebet und Arbeit nur
lebt man menschlich schön,
keinen Streit in der Natur
sieht man stille stehn.*

Selbstverständlich kann kein Mensch unbegrenzt Müßiggang und Faulheit pflegen – irgendwann sehnt sich jeder nach einer sinnvollen Tätigkeit, die ihn ausfüllt, doch in diesen Versen scheint die Arbeit zum Selbstzweck, wenn nicht gar zum Religionsersatz zu werden:

*Arbeit und Betriebsamkeit
geben Ruhm und Brot.
Müßiggang und Schläfrigkeit
sind schon halber Tod.
Bei Geschäften wird man alt,
hat uns jeder lieb,
einen Faulen nennt man bald
einen Tagedieb.*

Aber auch ein bisschen Lebensklugheit wird hier bei aller Naivität vorgetragen: zum Menschsein gehört die Tat: „Etwas handeln muß der Mensch, wenn er Mensch will sein.“

Im weiteren Verlauf lässt der Dichter dann die Maske fallen: alles ist einem Kind in den Mund gelegt, und das hinterlässt doch einen schalen Geschmack beim heutigen Leser:

*O ich will als junger Mensch
schon geschäftig sein,
unbeträchtlich sei mein Tun,
ich tu, was ich kann.*

Im Laufe des 19. Jahrhunderts muss das Ganze dann in Schullesebücher aufgenommen worden sein, sonst hätten sich manche Sätze daraus nicht im kollektiven Gedächtnis erhalten. Die Pädagogik der Aufklärung erscheint hier sozusagen im volkstümlichen Gewande: Kinder sind kleine Erwachsene, reden ähnlich wie die „Großen“, die sich zu ihnen herablassen, um sie „spielend zu sich heraufzuziehen“, unermüdlich eine Sentenz nach der anderen plappernd:

*Nach der Arbeit ist gut ruhn,
Arbeit macht zum Mann...
O mir kleinem Knaben sei
früh schon Arbeit Lust,
Müßiggang und Tändelei
schimpft die Knabenbrust.*

Trotz solcher Plattheiten im Zusammenhang wurde mein Interesse für den Dichter dieser Verse geweckt. Wer schreibt so etwas und – kann er womöglich noch anderes, besseres?

Gottlob Wilhelm Burmann wurde am 18. Mai 1737 in Lauban geboren, schon am nächsten Tage empfing er die Heilige Taufe. Seine Eltern Johann Gottlieb und Agneta, geb. Geissler, lebten zuvor in Harpersdorf, Kreis Goldberg, wo der Vater das Amt eines „Kirchenschreibers“ versah, d.h. er führte die Kirchenbücher, verbunden mit einer Stelle als Elementarlehrer. 1734 wechselte die Familie den Ort, da eine Bewerbung des Vaters um das Kantorenamt erfolglos geblieben war. Ab Mai findet sie sich in Lauban, dort war der Vater als „Schreib- und Rechenmeister“ tätig. Hier wurde Gottlob Wilhelm geboren und verlebte seine ersten Jahre.

1741 verließ man Lauban und zog nach Zobten im Kreise Löwenberg, da der Vater dort als Kantor arbeiten konnte. Doch das Glück sollte nicht lange währen: schon am 2. Juni 1742 verlor Gottlob seine Mutter, und zwei Jahre später, am 5. Juni 1744, starb der Vater.

Die folgenden Jahre liegen im Dunkeln: es ist nicht bekannt, wer sich der Waisen (Gottlob hatte noch zwei ältere Schwestern) angenommen hat. Erst am 24. Juli 1756 begegnet Gottlob Wilhelm in der Matrikel des Gym-

nasiums Hirschberg als „Gottlob Wilhelm Bormann aus Lauban“. Ein Jahr später erscheint er dort wieder mit dem Zusatz „Academiam petit“ (=er strebt zur Universität), die Abschiedsfeier in Hirschberg fand am 20. Oktober 1758 statt. Gottlob war ein fleißiger Schüler, besonders in den alten Sprachen Latein und Griechisch. Sein Lehrer in diesen Fächern, Johann Christian Leuschner, gab ihm wegen seines immensen Fleißes den Namen des holländischen Altphilologen Petrus Burmann sen., den Gottlob aus Dankbarkeit gegen seinen Lehrer lebenslang beibehielt. Zur Schulentlassung wurde eine Kantate aufgeführt, zu der Gottlob Text und Musik geschaffen hatte. Im Text nimmt er in einem Gebet auf seine persönlichen Lebensumstände Bezug: „*Du machtest mich zwar früh zur Wayse,/ und doch geschah's zu Deinem Preise,/ denn Du, mein Gott, ach ich empfinde hier,/ vertratest Vaterstell an mir./ Du hobst des Mangels dürre Schmerzen,/ Du flößtest tausend edlen Herzen,/ die göttlich schön sich sanft dem Dürftigen weyhn,/ die Macht des Mitleids zu mir ein.*“

Das lässt auf Unterstützung wohlhabender Hirschberger Bürger oder auf sonstige Stipendien schließen. Noch 1763 verließ er in einer „Ode an Hirschberg“ seiner Dankbarkeit Ausdruck: „*Verlassen von dem Chor der jugendlichen Freuden,/ war meines Lebens Morgen Nacht!/ Durch namenlose frühgereifte Leiden/ war ich zur Wayse von der Waysen Gott gemacht!.../ Sehr lange krümmte mich mein Schicksal tief im Staube/ bis Du mich aus dem Staube zogst,/ Mitleidige, und mir von Rosenlaube/ den ersten Dichterkrantz um meine Schläfe wandst.*“

Noch 1758 verließ er Hirschberg und wandte sich nach Frankfurt/Oder, um an der dortigen Universität ein Studium aufzunehmen. Dort erscheint er am 27. November in der Matrikel: „Gottlob Wilhelmus Burmann Laubalusatus.“ Studienfächer sind unklar: Jura oder Theologie könnte er studiert haben. Er selbst nannte später Alexander Gottlieb Baumgarten und Gottlob Samuel Nicolai als seine Lehrer – beide waren Anhänger der Wolffschen Philosophie.

Zur Feier des Hubertusbürger Friedens 1763 schrieb Burmann eine Kantate: „*Von der Cantate wird unter uns ein jeder bald den Dichter anzugeben wissen. Denn der gelehrte und sehr beliebte Herr Burmann hat uns mit seiner Art zu denken vollkommen bekannt gemacht... Überdies hat sich der Herr Burmann noch durch die Verfertigung der Musik um die öffentliche Feyer des Friedens-Festes verdient gemacht. Er hat die Lateinische Ode in Noten gebracht... Er hat auch die deutsche Cantate in Noten gesetzt.*“, urteilte ein Rezensent. Viel mehr von Burmanns Studentenzeit ist nicht bekannt, ob er ein Examen abgelegt hat, ist ebenfalls nicht nachweisbar. Um 1762 verließ er Frankfurt und ging zurück in seine Heimat: dort ist er 1763 in Hirschberg nachweisbar und veröffentlichte „Einige Gedichte“, die er einer Hirschberger Kaufmannsgattin widmete.

1766 gab er in Leipzig ein Konzert, bei dem er so temperamentvoll spielte, „*daß die aufgelegten Platten auf den Klaviertasten umherflogen.*“

Ab 1772 lebte Burmann in Berlin, bis 1785 als Mitarbeiter der „Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen“. Am 24. Dezember richtete er eine Bewerbung an den Magistrat und bat, „*ihn bey der vacanten Organisten-Stelle in St. Nicolai mit zu bemerken*“. Die Bewerbung blieb erfolglos. Damit blieben ihm nur seine Einnahmen aus der Tätigkeit in der Redaktion, gelegentliche Anfertigung von Gelegenheitsgedichten und das Erteilen von Musikunterricht. Besonders gerühmt wurde seine Gabe der Improvisation: „*Bei heiterer Laune hüllte er nicht nur jedes gegebene Thema in ein poetisches Gewand, sondern war auch imstande, während einer gesellschaftlichen Unterhaltung von 4-5 Stunden das ganze Gespräch immerfort in Versen zu führen, besonders dann, wenn ihn der Wein zur Hälfte begeisterte, und mehr noch, wenn eine Dame, die auf den Empfänglichen Eindruck machte, in dem Zimmer sich befand.*“

Er wurde bewundert, aber eine Frau biss nicht an, und Burmann verbrachte sein Leben als einsamer Sonderling, klein und hager von

Gestalt und hinkend. Mit diesem Gebrechen hatte er sich abgefunden und trug es mit der ihm eigenen heiteren Gelassenheit:

*Wer auf der Erde hinken muß,
der geht mit viel Bedacht,
indes ein ganz gesunder Fuß
viel leere Gänge macht.*

*Der Lahme denkt bey jedem Tritt
mußt du den Tritt auch thun?
Ist weise, spahrt sich manchen Tritt
und läßt die Füße ruhn.*

Auch seinen Junggesellenstand nahm er heiter an (was blieb ihm auch sonst übrig?), doch er warnte die „alten Junggesellen“ mit diesem Lied, von dem wir einige Strophen zitieren:

*Flüchtig eilt das Leben hin
schnell erscheinen Falten!
Ach, der Stunden Eigensinn
ist nicht aufzuhalten...*

*Selten denkt man: du wirst alt –
spielt den Jüngling immer;
endlich ruft Herr Vierzig: Halt!
und – dann desto schlimmer!*

*Lieben Jünglinge, vernehmt
hier ein Wort der Lehre:
seyd beständig und bequemt
euch zu Frau und Ehe*

*Ach es wurmet durch den Sinn
wenn man es vergessen;
Rasch! die Jahre fliehn dahin,
und – dann still gewesen.*

1795 erlitt Burmann einen Schlaganfall, von welchem er eine halbseitige Lähmung zurückbehielt. Nun war er auf fremde Hilfe angewiesen: ein entfernter Verwandter nahm ihn in sein Haus auf, und dort fristete der Dichter die letzten Jahre seines bescheidenen Lebens. Seine letzte und stärkste Stütze war festes Vertrauen auf Gott:

*Um recht zufrieden seyn zu können,
bin ich es durch Religion.
Den Gott der Götter Freund zu nennen
– ist dieses Glück nicht mehr als Thron?
Mein Glaube läßt mich stets gewinnen,
verlieren läßt er niemals mich!
und niemand fühlt Zufriedenheit,
als der, der jener Welt sich freut.*

Im Alter war sein Stolz das letzte, was ihm geblieben war: „*Ich verdenke es keinem geschickten Manne, der nichts hat, daß es sich dennoch nicht weg-wirft. Hungerleiden ist empfindsamen Leuten nicht so weh als schmarotzen.*“ Doch auch diese Überzeugung brach ihm weg, angesichts erdrückender Not: am 5. Januar 1805 erschien von ihm ein Gedicht mit der Überschrift „An meine Gönner“ in den „Berlinischen Nachrichten“:

*Mein Mangel steigt mit jedem Tage,
dem Sterben nah ist meine Lage.
Gott gebe,
daß es nicht mehr lange währt,
da mich das Elend noch verzehrt!
Verlaßt mich nicht
in meinen letzten Leiden,
Gott und mein Dank
ersetzt es Euch mit Freuden.*

Drei Taler wurden noch am selben Tage in die Redaktion gesandt: doch sie kamen zu spät, denn am Nachmittag des 5. Januar 1805 starb Burmann „in den kümmerlichsten Umständen.“ Seine Abschiedsworte, die er schon lange vorher aufgeschrieben hatte, lauteten:

*Vergiß mich immerhin,
du treues Seculum,
ich bin zu meiner Zeit
auch Punct im All gewesen*

*und ward geliebt
und ward gelesen.*

Wer Burmanns „Vermischte Gedichte“, aus denen wir bisher reichlich zitiert haben, aufmerksam durchliest, kann in ihm eigentlich nur den Dichter des „kleinen Glücks“ sehen, denn seine Gedichte zeichnen sich durch Genügsamkeit und „Zufriedenheit mit seinem Zustande“ aus. Die Bescheidenheit, die er gelebt hat, bestimmt auch sein dichterisches Schaffen. Er selbst hat das in einem kleinen Gedicht einmal so gesagt:

*Kronen zu besitzen,
sich als Held zu freu'n:
Ländern als ein Vater nützen –
Welches Glück kann größer seyn?
O des Mittelstandes
seelig sich zu freu'n
an der treusten Brust des Landes –
dieses Glück muß größer seyn!*

Voraussetzung dafür ist ein gutes Gewissen, und Burmann besingt in mehreren Gedichten dessen Vorzüge. Wir führen eine Strophe an:

*Ich lobe mir ein gut Gewissen,
da kann man alle Menschen grüßen,
und allen unters Auge seh'n;
im Herzen Ruh, im Kopf Gehirne,
den guten Namen auf der Stirne,
potz alle Welt! was kümmert den?*

Wer so zu leben weiß, der gibt auch Acht auf anderer Leute Not und müht sich um Linderung. In einem 1781 in den „Berlinischen Nachrichten“ erschienenen Gedicht ruft der Dichter dazu auf:

*„Ach, der heiße Sommer der,
wenn er doch vorüber wär!“
Leutchen, wünscht es nicht so bald
er marschirt schon - es wird kalt!...*

*Gute, helft dem Armen bald,
ach, der fühlt's erst: es wird kalt -
und er fleht nicht den Herrn Pan!
Edle, Euch, Euch fleht er an!*

*Wenn ihr nun den Armen wärmt,
der sich heut noch trostlos härm't,
o wie wird Euch Holz und Wein
mehr erquicken, mehr erfreu'n!*

Damit möchten wir unsere Blumenlese aus Burmanns Gedichten beschließen. Wer noch mehr lesen möchte, dem empfehle ich das Buch „Vergessene Lieder und Verse“ aus dem Jahre 1911, das viele Lieder aus Burmanns Feder enthält. War er auch keiner unserer großen Dichter, hat er sich doch einen bescheidenen Platz in der deutschen Literatur erworben, mit dem er selbst wohl zufrieden gewesen wäre. Vergessen wir vor allem eines nicht: er war Schlesier – einer von uns! <

Predigt von Diözesanbischof Waldemar Pytel

gehalten anlässlich seiner Amtseinführung am 7. März 2015 in der Friedenskirche zu Schweidnitz

Aber ihr werdet die Kraft des Heiligen Geistes empfangen, der auf euch kommen wird, und werdet meine Zeugen sein in Jerusalem und in ganz Judäa und Samarien und bis an das Ende der Erde. Apostelgeschichte 1,8

Als ich über die heutige Predigt nachgedacht habe, liefen vor meinen Augen Szenen aus meinem Leben ab und es kehrten fast vergessene Bilder zurück.

Das Kind, das die betenden Großeltern und die frommen Eltern sieht – das waren die ersten Zeugen des Glaubens. Ich danke Dir, liebe Mama, ich danke Dir, meine liebe Patentante. Der kleine Junge, der mit den Großeltern zur Frühmette am Heiligabend zur Kirche in Jaworze eilt, der den Predigten vom Pfarrer und Synodalrat Ryszard Janik lauscht, der die Saat des Wortes Gottes aufnimmt. Der junge Mensch, der den Sinn und das Ziel des Lebens

sucht, und der wundervolle Seelsorger hatte und weiterhin hat, in den Zeugen des Glaubens, in Person: des seligen Pfarrers Adam Piotr Wegert und des hier anwesenden Altbischofs, Dr. Jan Szarek und seiner unglaublichen Ehegattin, Frau Nela. Der langjährige Dienst in der Friedenskirche und die Zusammenarbeit mit einem anderen Zeugen des Glaubens, Bischof Ryszard Bogusz.

Der Herrgott hat mir eine liebenswürdige, tapfere, kluge Ehefrau und wundervolle Söhne geschenkt. Danke, dass Ihr mich unterstützt. Auch meine lieben Schweidnitzer Gemeindeglieder und die vielen Freunde und Bekannten möchte ich nicht vergessen. Durch Euch und Euer Zeugnis über Christus hat Gott in meinem Leben gewirkt, wofür ich herzlich DANKE sagen will!

Nicht zufällig habe ich diesen Bibelvers als leitenden Vers in der Berufung zum Bischof ausgewählt: *Aber ihr*

werdet die Kraft des Heiligen Geistes empfangen, der auf euch kommen wird, und werdet meine Zeugen sein in Jerusalem und in ganz Judäa und Samarien und bis an das Ende der Erde?

Der Kontext dieses Textes ist skandalös: der auferstandene Christus nennt Jerusalem und Samarien in einem Atemzug. Das, was am Allerheiligsten ist, und das, was jeglicher Heiligkeit entbehrt. Jesus zerstört die Grenzen der jüdischen Theologie. So wie er in Sichem am Brunnen mit Jakob sprach, in Samarien mit der Frau (worüber wir bei der diesjährigen Gebetswoche um die Einheit der Christen gesprochen haben), so sandte er seine Jünger in dieses verschmähte, sündige Land. Wir fragen uns, warum er das tat? Weil sein Evangelium sich auf alle Menschen bezieht: *Denn der Menschensohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist* (Lukas 19,10). Die frommen Juden hielten strenge Teilungen ein, sie teilten Israel in Zonen der Heiligkeit. Ganz oben stand der Tempel, die größte Heiligkeit. Danach Judäa als Heiliges Land. Galiläa war weitab vom Tempel gelegen, seine Einwohner kannten kein Recht – dort gab es keine Heiligkeit. *Was kann aus Nazareth Gutes kommen?* (Johannes 1,46) fragte Nathanael. Ganz unten lag Samarien, ein heidnisches Land, das von einer ungläubigen, gemischten Bevölkerung bewohnt wurde, die nicht einmal den Tempel in Jerusalem anerkannte.

Das waren die Grenzen, die von den frommen Israeliten gesetzt wurden. Jesus riss sie nieder, er tat dies auch für seine Jünger. Er schickte sie bis an das Ende der Erde.

Wir, die zeitgenössischen Jünger des Herrn, die Kirche Christi, wir frommen Menschen, wir leben gerne innerhalb solcher Grenzen. In Judäa, wo wir unter uns sind, wo es oft sehr heimisch ist, wie in der Familie. Wo wir möchten, dass die Vergangenheit erstarrt, indem wir die Kirchen und Kirchengemeinden gegen die belebende Wirkung des Heiligen Geistes verschließen. Aber Jesus schickt uns in die Welt hinaus. Er sagt: Fürchtet Euch nicht, zuerst Eure Herzen und Sinne zu öffnen, Eure Kirchengemeinden für andere, vielleicht Andersdenkende, um für sie Zeugen des auferstandenen Herrn zu werden. Erst ruft er seine Jünger im heimischen Judäa zusammen, in den frommen, soliden Kreisen.

Als Seine Jünger sind wir dazu aufgerufen, Zeugnis des Glaubens in Galiläa abzulegen, dort, wo die Existenz schwierig ist, die Arbeit über die Kräfte hinausgeht, wo Arbeitslosigkeit und Perspektivlosigkeit für die jungen Menschen den Menschen das Selbstwertgefühl nimmt, Familien zerstört, wo die Angst vor Krankheiten, bewaffneten Konflikten und Einsamkeit unser Leben erfolgreich vergiftet. Dort, wo die Bindungen zwischen den Menschen zerfallen, da wo es unter uns immer mehr „EU-Waisen“ gibt [deren Eltern in einem anderen EU-Land arbeiten, und die alleine zurückbleiben].

Das ist heute Galiläa, das ist unser Platz. Dort ist die Kirche Jesu Christi notwendig. Dort ist der Platz des Bischofs. In ein solches Land schickt Jesus seine Anhänger. Das Evangelium über die Gabe der Erlösung aus Gnade durch Glauben kann Trost bringen, Erleichterung, dem menschlichen Leben eine neue Richtung geben. Wenn wir

jedoch in Judäa bleiben, in unserem vertrauten Umfeld, eingeschlossen, dann versinkt Galiläa in Hoffnungslosigkeit. Als Anhänger Christi sind wir auch nach Samarien berufen. Dort, wo die Menschen schon lange aufgehört haben, zu glauben, wo Gott aus dem Alltagsleben verdrängt wird. In Samarien leben heute viele Menschen. Gefangen in dem Streben nach Erfolg um jeden Preis, auf der Jagd nach materiellen Gütern, Überfluss. In den Schlingen zahlreicher Abhängigkeiten, Alkohol, Drogen, Workaholismus, oft in tiefer Depression.

Fängt Europa nicht an, an Samarien zu erinnern? Das ist unser Platz. Dort ist die Kirche notwendig, und der Bischof präsent. Denn dorthin schickt der Erlöser seine Jünger, damit sie Gottes Gnade und Liebe bezeugen. Wenn wir nur unter Unseresgleichen in Judäa bleiben, fällt Finsternis über Samarien. Es ist wahr, dass wir mit eigenen Kräften nichts bewirken, weder in Galiläa noch in Samarien. Darum spricht Jesus Christus: *Aber ihr werdet die Kraft des Heiligen Geistes empfangen, und erst, wenn Ihr den Heiligen Geist aufgenommen habt: werdet ihr meine Zeugen sein.* Im griechischen Text Märtyrer, Zeuge, Märtyrer für den Glauben an Christus. Ihr werdet meine Märtyrer sein. Ihr müsst zugeben, das klingt schon nicht mehr so angenehm, idyllisch und nett. Es geht um das volle Zeugnis des Lebens, manchmal das Opfern des Lebens für Jesus, der spricht: *Wer sein Leben findet, der wird's verlieren; und wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird's finden* (Matthäus 10,39).

Die Kirche hatte immer solche Zeugen. Ich erinnere an Bischof Dr. Juliusz Bursche, der im Konzentrationslager umgekommen ist, oder den mir theologisch nahe stehenden, in Breslau geborenen Pfarrer Dietrich Bonhoeffer, der für seine Ideale vor genau 70 Jahren im Nazi-Gefängnis umgekommen ist.

Und heute? Berühren uns die Beispiele von immer mehr Christen, die für ihren Glauben an Christus nicht nur verfolgt, sondern auch ermordet werden, etwa nicht, obwohl die Medien davon so ungern berichten? Charakteristisch ist das Beispiel des Bischofs von Tripolis in Libyen, der mit gerade einmal 30 Gläubigen zurückgeblieben ist, mit einer Gemeinschaft, die noch vor wenigen Jahren einige Tausend Menschen umfasste. Er hätte auswandern können, er hat dies jedoch nicht getan, obwohl er verhöhnt wird und ihm versprochen wurde, dass er so oder so ums Leben kommt. Er hat gesagt, dass er bis ans Ende Zeuge des lebendigen Christus sein wird.

Wir fragen: woher nehmen diese Menschen die Kraft zu einem solchen Zeugnis? Sie haben in ihrem Leben die Kraft des Heiligen Geistes erfahren, die Wirkung des lebendigen Jesus Christus. Sie sagen nicht nur die Wahrheit, sondern auch ihr Leben ist durch Christus wahrhaftig geworden. Bildhaft gesprochen sind sie von der Liebe Gottes entflammt. Nur jene, die so entflammt sind, können andere anstecken. Sind wir für Jesus entflammt? Bewegt das Evangelium, die Gute Nachricht von der Erlösung noch unsere Herzen?

Jesus schickt seine Jünger bis an das Ende der Erde. Aber er legt ausdrücklich den Ausgangspunkt fest – Jeru-

salem. Jeder Dienst im Reich Gottes beginnt in unserer nächsten Umgebung. Jerusalem ist der Ort, wo die Jünger versagt haben, wo sie bedroht waren, aber auch, wo sie leben, wo sie gut bekannt sind und beobachtet werden. Dort beginnt mein und unser Zeugnis, in Jerusalem – an dem Ort, in dem Umfeld, in dem wir leben. Unser erstes Märtyrertum, ein wahres Zeugnis des Lebens, geben wir in unseren Familien, in unserer Nachbarschaft, unter den Verwandten. An unserem Arbeitsplatz, in unserer Schule oder Ausbildungsstätte. Genau dort, wo man uns gut kennt, wo überprüfbar ist, ob unser Leben mit dem Leben und der Lehre Christi korrespondiert. Auf dass wir nicht versagen! Auf dass ich meinen Herrn und Euch nicht enttäusche! Indem ich Zeugnis ablege, durch mein Leben und meine Haltung kraft des Heiligen Geistes, möchte ich ein Bischof und Seelsorger sein und nicht nur ein Aufseher, um in diesen nicht einfachen Zeiten, wie Jesaja schreibt: *die müden Hände zu stärken und die wankenden Knie fest zu machen* (Jesaja 35,3). Damit wir uns nicht nur einander zuwenden, nach innen, sondern auch nach außen. Damit wir eine offene Kirche sind, eine Kirche, die für alle, aber nicht für alles offen ist. Dietrich Bonhoeffer schrieb vor seinem Todestag: *Die Kirche ist nur Kirche, wenn sie für andere da ist. Sie*

muß an den weltlichen Aufgaben des menschlichen Gemeinschaftslebens teilnehmen, nicht herrschend, sondern helfend und dienend. Sie muß den Menschen sagen, was ein Leben mit Christus ist.

Darum möchte ich uns allen den Appell Jesajas in Erinnerung bringen: *Die ihr den Herrn erinnern sollt, schweigt nicht!* (Jesaja 62,6).

Und ich? Ich möchte ein solcher Wächter sein, aus der Vision Jesajas über die Rettung Zions, der ein treuer Zeuge des Evangeliums sein wird, der die Erlösung aus Gnade durch den Glauben und die Kraft des Kreuzes Christi verkündet. Ich möchte daran erinnern, dass wir unabhängig davon, was wir erreicht haben, geliebte Kinder Gottes sind, die Kirche hingegen eine Gabe ist, aber nicht unser Werk.

Besonders im Kontext des 500. Jahrestages der Reformation, der im Jahr 2017 ansteht. Diese Predigt oder eigentlich das Zeugnis meines Lebens Euch gegenüber, möchte ich mit den mir nahe stehenden Worten beenden, die die Devise der schlesischen evangelischen Adler war: *Si Deus pro nobis, quis contra nos? Ist Gott für uns, wer kann wider uns sein* (Römer 8,31); *So fürchte dich nun nicht, denn ich bin bei dir.* (Jesaja 43,5). Amen.



Dankwort an Herrn Bischof Ryszard Bogusz

PFARRER ROBERT SITAREK

Verehrte Gäste,

„Die großen Leute haben eine Vorliebe für Zahlen. Wenn ihr ihnen von einem neuen Freund erzählt, befragen sie euch nie über das Wesentliche. Sie fragen euch nie: Wie ist der Klang seiner Stimme? Welche Spiele liebt er am meisten? Sammelt er Schmetterlinge? Sie fragen euch: Wie alt ist er? Wie viele Brüder hat er? Wieviel wiegt er? Wieviel verdient sein Vater? Dann erst glauben sie, ihn zu kennen. Wenn ihr zu den großen Leute sagt: Ich habe ein sehr schönes Haus mit roten Ziegeln gesehen, mit Geranien vor den Fenstern und Tauben auf dem Dach... dann sind sie nicht imstande, sich dieses Haus vorzustellen. Man muß ihnen sagen: Ich habe ein Haus gesehen, das hunderttausend Franken wert ist. Dann schreien sie gleich: Ach wie schön!“
(Antoine de Saint-Exupéry, 'Der kleine Prinz')

Diese Rede wird sich also nicht um Zahlen drehen, die die großen Leute (die Erwachsenen) lieben, sondern um die wirklich wichtigen Sachen. Die Rede ist nicht von dem Bischof, von seinen Titeln und Ehrungen, sondern von Ryszard Bogusz, von dem Menschen, der 20 Jahre lang die Breslauer Diözese der Evangelisch-Augsburgischen Kirche als Bischof geleitet hat. Von dem Menschen, der für uns der Mentor, der Freund, und wie soll man es anders nennen – die Autorität geworden ist. Wenn Sie wissen möchten, ob er „Schmetterlinge sammelt“, erzähle ich Ihnen kurz darüber, und ich verspreche: nur drei Worte – widmen Sie mir bitte ein bisschen Zeit,



Foto: ANN

Das erste Wort: Abschied – Dank – Aufbruch

Ich lüfte den Schleier des Geheimnisses und sage Ihnen, dass Ryszard Bogusz keine Schmetterlinge sammelt. Er sammelt dagegen leidenschaftlich Pilze. Wenn das Wetter ungünstig ist, und wenn es keine Pilze zum Sammeln gibt, ist er deutlich enttäuscht, ich würde sogar sagen, dass er unglücklich ist. Jedoch, wenn er sie sammelt, sammelt er sie mit seinem ganzen Wesen, und er kann über dieses Sammeln leidenschaftlich erzählen – wie der Evangelist. Ich weiß auch, dass er frisches Tatar mag, aber das ist schon eine andere Geschichte. Wenn Sie mich darum bitten, dann werde ich darüber ein anderes Mal erzählen.

Bei der Planung der heutigen Feierlichkeit war intensiv über die Frage nach der Verabschiedung Bischof Bogusz's nachgedacht worden. Er hat sich darüber empört und hat gesagt, dass er nirgendwohin geht und auch nicht die Absicht habe, sich von jemandem zu verabschieden, denn er bleibe weiter aktiv im Dienst, als Pfarrer in Breslau und als Vorsitzender der polnischen Diakonie.

Da wir diese Ansicht achten, werden wir uns heute nicht von Herrn Bischof Bogusz verabschieden. Aber wir dürfen ein bisschen zurückdenken, nicht wahr Herr Bischof?

Darüberhinaus sind wir so strukturiert, dass wir – zumindest von Zeit zu Zeit – ein gutes, motivierendes, beflügelndes Wort brauchen – ich denke, dem Herrn Bischof geht es genauso. Als Motivierung zur weiteren Tätigkeit, bitte ich Sie Herr Bischof, von der Gemeinde und von den Geistlichen der Breslauer Diözese die guten Worte der Danksagung und die Anregungen zu weiteren Aktivitäten anzunehmen. Auch von mir. Wofür? Hören wir auf ...

Das zweite Wort: Theologische Dimension

Die zwölf Apostel, die aus der Gruppe der zahlreichen Schüler Jesus Christi gewählt wurden, waren einfache Menschen. Die Priester von Jerusalem verachteten sie, weil sie keine rabbinische Ausbildung hatten und sich der galiläischen Mundart bedienten. Sie behandelten sie wie Primitivlinge. Unter den Zwölf waren unter anderem Fischer, ein korrupter Steuereinnahmer und ein Revolutionär. Jesus Christus war zur Verzweiflung des Establishments überwiegend bei den Ausgestoßenen und den sozialen Randgruppen tätig.

Was soll man dazu sagen. Unter den zwölf Aposteln gab es keine Vertreter der theologischen Schulen, des damaligen Establishments. Es waren einfache Menschen. Die Evangelien berichten doch über die ständigen Niederlagen, über die Streitereien und über die Verzweiflung dieser zwölf Männer, die Jesus Christus folgten und nachahmten. Sie berichten sogar über die Verleugnung der Bekanntschaft mit Jesus Christus, oder sogar über den Verrat, den einer von ihnen begangen hat. Dabei verkünden die Evangelien gleichzeitig das große Verständnis und die Geduld von Jesus Christus ihnen gegenüber.

Aus der Gemeinschaft der Gläubigen [der Erlösten und dennoch Sünder] kommen und werden in die Welt geschickt: die Diener des Wortes. Trotz der allgemein üblichen Meinungen sind das keine heiligen Männer, sondern vielmehr – den Aposteln ähnlich – einfache Sünder. Und so, wie sie den Zorn Gottes verdient haben, werden sie von demselben Gott erlöst.

Ich danke – und wie ich gewiss darf – auch im Namen der gesamten Diözese Herrn Bischof Bogusz für seinen Dienst. Ich danke für das tiefe theologische Bewusstsein, das er in seinem täglichen Dienst zeigte. Für die besondere Gabe, in uns Mitarbeitern von Herrn Bischof Bogusz – in Laien oder in den Geistlichen – die Sünder, die Fischer und die Revolutionäre zu erkennen. Für das Erkennen sowohl der zum Gelobten Land pilgernden Gemeinschaft der Erlösten, als auch der Gemeinschaft der Sünder in uns. Die

Gemeinschaft der einfachen Christen, die nur durch Gottes Gnade, die in Jesus Christus offenbart worden ist, gerechtfertigt werden kann. Die Gemeinschaft der Christen, die Stärkung und den Trost braucht. Diejenigen, die gestürzt sind und sich auf die hilfreiche Hand des Herrn Bischofs Bogusz und auf seine Trostworte verlassen konnten, wissen, worüber ich spreche, und wofür ich danke.

Das dritte Wort: Brücke zur Zukunft

Wie schon erwähnt, verabschieden wir heute Herrn Bischof Bogusz nicht, der – wie wir ebenfalls schon wissen – im Dienst bleiben möchte. Wir möchten erwähnen, dass er seit vielen Jahren neben zahlreichen Pflichten in der Pfarrgemeinde und in der Diözese auch die Funktion des Vorsitzenden der Diakonie der Evangelisch-Augsburgischen Kirche in Polen ausübt. Wie der Herr Bischof häufig wiederholt, bildet die Diakonie die Lunge der Kirche, atmet die Kirche das Werk der Barmherzigkeit, bleibt unser Glauben ohne den Dienst für den Nächsten nur Deklaration. Wir wünschen uns und ermuntern den Herrn Bischof kräftig dazu, dass er mit dem Diakoniedienst nicht nachlässt. Wir danken für die Besonnenheit, für die Fähigkeit, Angelegenheiten ruhig zu lösen, die von anderen nicht zu lösen sind, und wir möchten weiter aus den reichen Kenntnissen des Herrn Bischofs schöpfen. Dabei danken wir Gott für die Möglichkeit der Zusammenarbeit mit Herrn Bischof Bogusz. Wir danken für die bis jetzt gemeinsam verbrachte Zeit und schauen in die Zukunft.

Wie sieht der Weg in die Zukunft aus? Wie kann man Berge und tiefe Täler auf dieser Reise überwinden?

Die Überreichung der Geschenke ist im Anschluss an den Gottesdienst vorgesehen. Ich kann also Herrn Bischof Bogusz kein Geschenk geben. Aber ich kann ein Werkzeug bereit stellen, das es ermöglicht, auf die gerade gestellte Frage eine Antwort zu geben. Es ist gleichzeitig ein spezielles Werkzeug für den zukünftigen Dienst. Wir möchten nämlich in der Diözese sowie in der Kirche aus der Erfahrung des Herrn Bischofs, aus seinem guten Rat und seiner Weisheit sowie seiner bedachten Urteilsfähigkeit Nutzen ziehen. Wir haben viel darüber nachgedacht, was für ein Werkzeug zur Realisierung gebraucht wird. Endlich sind wir auf eine Idee gekommen: Europa League. Was ich meine: das Finale der Europa League! Im National-Stadion in Warschau. Ein Werkzeug dafür, einen Raum für Gespräche und Gelegenheit zur Reflexion zu schaffen. Bitte nehmen Sie dieses Ticket, das wir uns als einen der Brückenköpfe für die Zukunftsbrücke vorstellen.

Um eine richtige Brücke zu sein, muss sie zwei Ufer miteinander verbinden, und sie muss zwei Brückenköpfe haben. Auf einem einzigen Brückenkopf kann sich eine Brücke nicht stützen. Am anderen Ufer wird also Herr Bischof Pytel stehen, der das zweite Ticket bekommt – der zweite Brückenkopf. Möge unsere Brücke Vergangenheit und Zukunft harmonisch miteinander verbinden. Möge die Brücke die Möglichkeit schaffen, aus Erfahrung Nutzen zu ziehen, und möge sie die Möglichkeit eröffnen zu freundlichen Gesprächen und zu gegenseitiger Unterstützung und

zu hören. Für die Bereitschaft zum weiteren Dienst und für die Unterstützung danke ich dem Herrn Bischof herzlich.

Wenn schon von Brücken geredet wird, schließen wir den Kreis unserer Dankesworte. Es ist schon erwähnt worden, dass wir über wirklich wichtige Dinge sprechen. Über die Menschlichkeit, die leicht im Gewirr von den Auszeichnungen, von Treffen und von Konferenzen untergeht.

Wir sprechen über Dienst und nicht über Herrschaft – und für dieses Verständnis des Bischofamt danken wir.

Dabei müssen wir uns klar machen: „Man muß von jedem fordern, was er leisten kann, antwortete der König. Die Autorität beruht vor allem auf der Vernunft“ (Antoine de Saint-Exupéry). Wir alle danken – ich danke dafür, dass der Herr Bischof dies genau weiß. <



Fluchtberichte

Bundesarchiv, Bild 183-R77448

Von Frankenstein nach Au

Unsere Flucht aus Schlesien im März 1945

PFARRER I. R. KLAUS LOBISCH

Nach der Fluchtkatastrophe in Ostpreußen, weil die Partei die Evakuierung der Bevölkerung verboten hatte, wurde in Schlesien versucht, die Menschen vor der vorrückenden russischen Front in Sicherheit zu bringen. Als dann Breslau zur Festung erklärt wurde, sollten alle Zivilisten, die nicht gebraucht wurden, die Stadt verlassen. Bei der großen Anzahl von Menschen war das nicht einfach. Der katholische Pfarrer Paul Peikert von St. Mauritius in Breslau schreibt in seinem Tagebuch von den überfüllten Bahnhöfen. Viele gingen zu Fuß los. Man versprach ihnen, dass sie von Königszelt (55 km von Breslau) mit dem Zug weiterfahren könnten. Am 25. Januar sind meine Schwester Inge und ich von Frankenstein, wo wir bei den Großeltern wohnten, um die Oberschule zu besuchen, mit der Bahn nach Hause nach Seidorf im Riesengebirge gefahren. Für die 100 km brauchten wir zwei Tage und eine Nacht. Nachdem wir den ganzen ersten Tag für die Fahrt bis Königszelt (40 km) unterwegs waren, standen wir dort ab 17 Uhr mit einer unübersehbaren Menschenmenge auf dem Bahnsteig, um einen Zug nach Hirschberg zu be-

kommen. Es kam zuerst einer von den roten Triebwagenzügen, die von Breslau ins Riesengebirge fuhren. Es gab aber kein Hineinkommen. Gegen 1 Uhr nachts wurde dann ein Zug aus Viehwagen hereingeschoben, der die Wartenden aufnahm. Er brauchte bis Hirschberg (60 km) noch bis 20 Uhr. Ich sehe noch die Menschenmassen, die in Hirschberg aus dem Bahnhof strömten.

Zur Flucht befohlen

Anfang März haben wir dann Seidorf verlassen. Ich habe meine Mutter einmal gefragt, warum wir weggefahren sind, obwohl die meisten Seidorfer dageblieben sind. „Der Bürgermeister Maiwald hat mich bestellt und mir den Befehl gegeben, mich einem Flüchtlingstransport anzuschließen, andernfalls würden wir keine Lebensmittelkarten mehr bekommen.“ (Über die gleiche Drohung schreibt auch Pfarrer Peikert in seinem Breslauer Tagebuch.) Den Grund weiß ich nicht, ich kann nur vermuten, dass man die Pfarrfamilie los sein wollte, wie auch in Breslau alle Geistlichen aus der Stadt entfernt werden sollten. Es hatte ja

immer wieder Konflikte zwischen der Partei und meinem Vater gegeben, der der Bekennenden Kirche angehörte.

Mein Vater, der gerade von der Ostfront auf die Kriegsschule nach Rathenow bei Berlin versetzt wurde, bekam einige Tage Urlaub, um uns auf den Weg zu bringen.

Es war nicht bekannt, welchen Weg der Zug nehmen sollte. Die Front war bereits an Hirschberg vorbei bis Luban gekommen, so dass die Bahn nach Görlitz nicht mehr frei war. Es wurde uns gesagt, wir müssten unser Gepäck so einrichten, dass wir auch Strecken zu Fuß gehen könnten, weil die Bahn über Schreiberhau unterbrochen sei.

So wurde die Fahrt vorbereitet. Wir waren fünf Kinder zwischen 15 Monaten und 12 Jahren. Dazu eine Bekannte aus Bad Landeck mit zwei Kindern und „Tante Dela“, eine pensionierte Gewerbelehrerin aus Pommern, die bei Laquas zur Miete wohnte und die Patin meiner Schwester Mechthild war.

Der Kinderwagen von Ernst wurde zunächst mit Lebensmittelkonserven ausgelegt, die meine Mutter gespart hatte – mit kleinen Kindern waren die Zuteilungen verhältnismäßig hoch. Darauf kam die Matratze, dann das Kind und seine Zudecke und zuoberst die Daunendecken der Eltern. Meine Schwester Inge (12) und ich (11) bekamen einen ziemlich langen Jutesack zu tragen, in den unsere Deckbetten gestopft waren. Dazu hatte jede Person noch einen Rucksack.

Es war ja ein langer Winter, und es lag noch Schnee. Meine letzte Erinnerung an Seidorf war ein Militärlastauto, das von der schneeglatten Straße mit einem Vorderrad in den gemauerten Bach gerutscht war.

Durch Böhmen nach Bayern

Am frühen Montagmorgen fuhren wir mit einer Pferdekutsche nach Giersdorf zur Straßenbahn und von da nach Hirschberg. Wir bestiegen den Flüchtlingszug, der noch aus Personenwagen bestand – die Wagen, die eine Eingangstür zu jedem zweiten Abteil besaßen.

Irgendwann im Laufe des Tages setzte sich der Zug in Bewegung und zwar Richtung Osten, über Waldenburg in die Grafschaft Glatz. Die Nacht verbrachte ich auf einem Kofferchen sitzend. Ich war auch meist wach und interessierte mich für die Stationen, durch die wir kamen, mit vielen Aufenthalten. z. B. Königgrätz, das ich aus dem Geschichtsunterricht kannte. Im Morgengrauen trafen wir auf dem Prager Hauptbahnhof ein, wo wir den ganzen Tag standen. Die NSV (Nationalsozialistische Volkswohlfahrt) verteilte Brot und warme Getränke.

Von der Weiterfahrt durch Böhmen habe ich noch die vielen Hochantennen in den Dörfern in Erinnerung – lange, über die Gärten gespannte Drähte, mit denen man vor allem die Langwellensender empfangen konnte. Wahrscheinlich haben die Tschechen damit BBC hören können.

Nachts kamen wir bei Furth im Wald über die Bayerische Grenze. Hier stieg mein Vater aus, er musste ja nach Rathenow. Unser Zug fuhr über Regensburg und weiter Richtung Ingolstadt. Einige Kilometer westlich von Regensburg stand er lange auf der Donaubrücke. Man sah über Regensburg helle Lichter – die „Christbäume“, mit

denen die alliierten Bomber ihre Ziele markierten. Die Flüchtlinge im Zug hatten Angst und schimpften auf den Zugführer, der den Zug auf der Brücke stehen ließ.

Uns passierte aber nichts. Am Vormittag traf unser Zug in Riedenburg ein, einem kleinen Städtchen über der Altmühl. Es muss inzwischen der Donnerstag gewesen sein. Meine Mutter ging in die Stadt und brachte eine große Tüte Semmeln und Leberkäs mit, den wir bis dahin nicht kannten.

Es hieß dann, die Zugleitung würde mit den Behörden verhandeln, aber wir seien dort nicht gemeldet. Inzwischen vergnügten wir Kinder uns mit einem riesigen Strohhaufen, der vor den Bahnhof aufgestapelt war.

Wo sind wir gelandet?

Dann, nach zwei Nächten, setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Wieder das jetzt schon gewohnte „Stop-and-go“. Zurück nach Ingolstadt und weiter in die Hallertau. Nachts gegen ein Uhr hielt der Zug in einer Bahnstation, nachdem er kurz vor dem Ziel an einem steilen Berg hängen geblieben war, die Lok musste offenbar erst nachheizen. Es waren nur noch zwei Waggons, die anderen waren unterwegs nacheinander abgehängt worden. Wir durften aber noch nicht aussteigen, es kam erst ein fahrplanmäßiger Zug durch. Meine Mutter fragte einen Beamten, wo wir seien. „Ahndahohldäh“, hörte sie, für sie völlig unverständlich. Es war bayerisch für „Au in der Hallertau“.

Wir wurden nun in die Gastwirtschaft „Oberwirt“ geführt und in die Gaststube gesetzt. Die Hoffnung, dass wir uns jetzt legen konnten, erfüllte sich nicht. Ich fand aber ein Eckchen auf einer Bank, auf dem ich mich zusammenrollen konnte.

Am nächsten Morgen kam der Bürgermeister mit vielen Leuten und verteilte die Flüchtlinge. Nur für uns acht Personen fand sich kein passendes Quartier.

So blieben wir noch eine Woche in der Gastwirtschaft. Wir schliefen auf dem Fußboden auf Pferdedecken. Die Wirtin kochte täglich für uns, es lag immer ein sechspfündiger Brotlaib da. Sie wollte keine Bezahlung, auch keine Lebensmittelmarken. Ich freundete mich schnell mit dem Wirt an, fuhr mit ihm mit dem Ochsenfuhrwerk aufs Feld und lernte die ersten bayerischen Worte.

Nach einer Woche kamen wir bei seiner Schwester unter, einem kinderlosen Ehepaar mit einem Baugeschäft, in dem wir das große Büro und ein Zimmer im Obergeschoss bezogen, außerdem für die Freundin mit ihren Kindern noch ein Zimmer im Ort.

Au, ein bayerischer Marktflecken von etwa 3.000 Einwohnern, 50 km nördlich von München, einer der Hauptorte des Hopfenanbaugesbietes Hallertau, hatte bis zum Krieg nur eine aus Franken zugezogene evangelische Familie. Das nächste Pfarramt war Ingolstadt, 45 km entfernt. Jetzt waren auf einmal mit den Flüchtlingen viele Evangelische da. Sie durften ihre Gottesdienste in der Friedhofskapelle halten. In einem Nachbarort war Pfarrer Maetschke von St. Maria Magdalena in Breslau gelandet, der sehr tränenreiche Gottesdienste hielt. Im Vergleich zu dem, was viele andere durchmachten – vor und nach Kriegsende –

hatten wir es sehr gnädig getroffen. Was vielleicht als Schikane gedacht war, hat sich für uns als Segen erwiesen.

Mein Vater Hans Lobisch kam übrigens schon im August 1945 bei uns an. Er hatte erfahren, wo wir gelandet waren. Er war in Rathenow in den Rückzug geraten, konnte sich mit einer Einheit über die Elbe zu den Amerikanern retten und wurde im Sommer entlassen. Er übernahm sofort die Seelsorge in Au und Umgebung. Ich erinnere mich noch gut an Weihnachten 1945. Er war nicht nur Prediger, sondern auch Organist auf dem kleinen Harmonium und

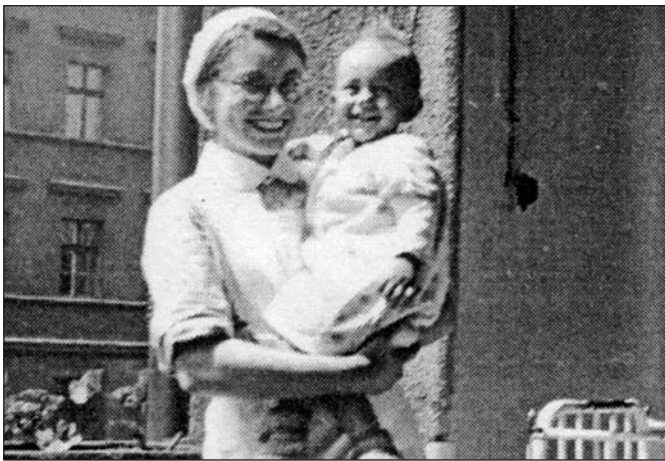
Leiter des Kirchenchores, der hauptsächlich aus unserer Familie bestand, und für den er weihnachtliche Chorsätze aus dem Gedächtnis aufgeschrieben hatte.

Ich durfte ihn oft auf seinen Wanderungen zu den Gottesdiensten in Schulzimmern der umliegenden Dörfer begleiten. Er hat diese Zeit später als eine seiner glücklichsten Zeiten bezeichnet, weil der Druck der Partei von ihm genommen war und die Menschen seiner Arbeit sehr abgeschlossen gegenüberstanden. <

Leserpost

Wiederkehr nach 75 Jahren

DIAKONISSE ERIKA HOFFMANN, KASSEL



Lobe den HERRN, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen! Lobe den HERRN, meine Seele, und vergiss nicht, was er dir Gutes getan hat. Psalm 103, 1f

Dieses Bibel-Wort steht über drei Reisen in meine frühere Heimat Breslau (I). Vom 29. Juli bis 2. August 2012 ist mir von meinen zwei Nichten und Neffen eine Fahrt dorthin ermöglicht worden. Das gab mir die Gelegenheit, ihnen einen Teil der Sehenswürdigkeiten von Breslau und Umgebung zeigen zu können. Wir bewunderten die wunderschöne Landschaft und freuten uns an der herrlichen Natur Gottes. Unterkunft fanden wir im Pfarrhaus der evangelischen Gemeinde deutscher Sprache in Breslau-Zimpel. Da ich an keinem Gemeindegottesdienst bei meiner ersten Reise nach Schlesien teilnehmen konnte, fuhr ich Anfang Oktober des gleichen Jahres nochmals nach Breslau und nahm an einem Sonntag in der St. Christophorkirche am Gottesdienst mit Abendmalsfeier teil. Im Anschluss durfte ich ein kurzes Grußwort zur Gemeinde sprechen. Dann ging die Fahrt weiter nach Waldenburg, wo ich unterwegs im Auto mit einigen Gemeindegliedern ins Gespräch kam. Auf der Rückfahrt konnte ich noch das Säuglings- und Kleinkinderkrankenhaus, in dem ich von 1938 bis 1941 gearbeitet habe, von außen besichtigen.

Das weckte in mir den Wunsch, es auch noch einmal von innen sehen zu können. Dazu kam ich dann bei meiner

dritten Reise vom 24. Mai bis zum 02. Juni 2013. Zusammen mit Pfarrer Mendrok besuchte ich den Ort meines früheren Wirkens. Dabei hatte ich auch die Gelegenheit mit Herrn Prof. Dr. Andrzej Boznanski (vermutl. der Chefarzt/Ärztl. Direktor; Anm. d. Red.) Als er hörte, dass ich in den Jahren 1938 bis 1941 in dem Haus gelernt hatte, war er sehr an einem Gespräch mit mir interessiert und zeigte uns anschließend die Stationen. Bei dieser Gelegenheit wurde auch ein Foto von mir gemacht und zwar auf dem gleichen Balkon, auf dem ich vor 75 Jahren während meiner Ausbildung in Schwestertracht schon einmal fotografiert worden bin.

Der Professor hat uns freundlich verabschiedet und Gottes Segen gewünscht. Ein paar Stunden später rief seine Sekretärin bei Pastor Mendrok an und bat um ein Interview mit mir, was leider wegen meiner Abreise nicht mehr möglich war.


Ich bin sehr dankbar und glücklich, dass ich diese Reise unternehmen konnte und danke jeden Tag dem Herrn, dass ER mir die Kraft geschenkt hat, meinen Dienst in seinem Auftrag zu tun. So lobe und preise ich den Herrn Jesus Christus für seine große Gnade und Güte in meinem reichen Leben. (Fotos: privat) <



Zum Beitrag von Herrn Michael Giller in der Rubrik „was mich bewegt“ schreibt Frau Rosemarie Brinkmann:

Die Leserschrift von Michael Giller (Schlesischer Gottesfreund, April 2015) ruft bei mir Widerspruch hervor. Ich bin nicht nur seit mehreren Jahren Mitglied der Gemeinschaft sondern ich gehöre auch der „jüngeren Generation“ an. Ich bin 1948 im Schaumburger Land – der Heimat meines Vaters – geboren, meine Familie mütterlicherseits war jahrhundertlang im schlesischen Kreis Neumarkt (zwischen Breslau und Liegnitz gelegen) ansässig bis zur Vertreibung im Juni 1946. Seit 1990 bin ich inzwischen sicherlich weit mehr als ein dutzend Mal in Schlesien gewesen. Fast immer suche ich Bibliotheken und Archive auf für meine lokalhistorischen Projekte, an denen ich arbeite. Mittlerweile bestehen langjährige stabile Freundschaften, auch im Heimatdorf meiner Mutter. Mit den polnischen Schlesiern unternehmen wir Ausflüge z.B. ins Riesengebirge. So entdecken wir – Deutsche und Polen – gemeinsam dieses „zehnfach interessante Land“ in seiner

ganzen kulturlandschaftlichen Vielfalt. Und mir ist immer bewusster geworden, welche Rolle Schlesien als Brücke zwischen Ost und West seit jeher hatte und immer noch hat. Die Überwindung nationaler Grenzen und die Bewahrung des gemeinsamen Kulturerbes im europäischen Geiste ist das Ziel all jener „jüngeren Schlesier“, denen ich mich verbunden fühle.

Zum gemeinsamen Kulturerbe gehört nach meinem Verständnis auch unser christlicher Glaube. Er wird heute hier in Deutschland inmitten steigender Kirchenaustrittszahlen und wachsender andersgläubiger Gemeinschaften immer weniger gelebt. In Polen dagegen gehört der christliche Glaube durchaus noch zum Alltagsleben vieler Polen. Natürlich ist der katholische Glaube vorherrschend. Jedoch haben auch die evangelischen Gläubigen ihren Platz im Schlesien von heute. Das zeigt u.a. das im Jahre 2000 eröffnete Ökumenische Sanktuarium im Heimatdorf meiner Mutter, in Bukówek/Buchwald im Kreise Środa Śląska/Neumarkt, mit seinen vielfältigen ökumenischen Aktivitäten. 

Kurz vor Redaktionsschluss erreichte uns aus Breslau die traurige Nachricht, dass Herr Dr. Maciej Lis, Kurator der Diözese, Mitglied der Synode und engagierter Partner in der Zusammenarbeit mit der EKBO am Sonntag, dem 19. April verstorben ist. Er wurde am Freitag den 24. April in Breslau zur letzten Ruhe gebettet. Der „Gottesfreund“ wird in der kommenden Ausgabe über das Leben und Wirken von Dr. Maciej Lis berichten.

**EVANGELISCHE GOTTESDIENSTE
IN DEUTSCHER SPRACHE IN SCHLESIEN**

Breslau:

an jedem Sonntag um 10 Uhr in der Christophorikirche, pl. Św. Krzysztofa 1.

Lauban:

an jedem 2. Samstag um 10 Uhr in der Frauenkirche, al. Kombatantów.

Liegnitz:

am 1. und 3. Sonntag um 13 Uhr
in der Liebfrauenkirche, pl. Mariacki 1.

Schweidnitz:

an jedem 4. Sonnabend um 9 Uhr.
Ort bitte telefonisch erfragen: 0048 - 713 487 317

Waldenburg:

an jedem 2. Sonntag und jedem 4. Sonnabend um 14 Uhr
in der Erlöserkirche, pl. Kościelny 4.

Bad Warmbrunn:

an jedem 2. Sonnabend
in der Erlöserkirche, pl. Piastowski 18.

Jauer

Friedenskirche
Auf Anfrage: Park Pokoju 2, 59-400 Jawor.
Tel. (+4876) 870 51 45. E-Mail: jawor@luteranie.pl

Pfarramt:

ul. Partyzantów 60,
PL-51-675 Wrocław. Tel. 0048 - 713 487 317.
Pfarrer Andrzej Fober
www.stchristophori.eu
christophori@poczta.onet.eu

**VERANSTALTUNGEN DER
GEMEINSCHAFT EVANGELISCHER SCHLESIER**

LAG Baden-Württemberg/Stuttgart:

**Gottesdienst nach der Liturgie der Altpreußischen Union
Samstag, 31. Mai** um 14.30 Uhr in der Schloßkirche
in Stuttgart, mit Pfarrer i. R. Eberhard Hinze, Schlierbach.

Hamburg:

Ausflug der Gemeinschaft evangelischer Schlesier
Freitag, 13. Mai

GEBURTSTAGE AUS DER LESERGEMEINDE

- 94.** Am 06.05. *Frau Anna-Dorothea Gerschwitz*, 61118 Bad Vilbel, früher Königsfeld.
93. Am 05.05. *Herr Dr. Werner Elkeles*, 68165 Mannheim, früher Breslau.
92. Am 04.05. *Frau Christa-Helene Affeldt-von Gersdorff*, 38640 Goslar, früher Altseidenberg/Görlitz.
91. Am 22.05. *Frau Margarete Kruppa*, 36251 Bad Hersfeld.
89. Am 29.05. *Herr Pfarrer i.R. Kurt Hoffmann*, 59939 Olsberg, früher Breslau.
88. Am 13.05. *Herr Martin Schneider*, 49632 Essen, früher Breslau. ❖ Am 25.05. *Frau Ursula Hain*, 29225 Celle, früher Breslau.
87. Am 30.05. *Frau Dr. Elisabeth Hoppe*, 65189 Wiesbaden, früher Wohlau.
86. Am 16.05. *Frau Christiane von Kessel*, 61348 Bad Homburg, früher Raake, Krs. Oels. ❖ Am 22.05. *Frau Friedhild Seidel, geb. Appel*, 30559 Hannover, früher

Militisch. ❖ Am 23.05. *Frau Margarete Müller*, 21266 Jesteburg, früher Herischdorf.

85. Am 08.05. *Frau Edeltraut Warko*, 70736 Fellbach, früher Schönau/Katzbach. ❖ Am 26.05. *Herr Curt v. Rothkirch*, 32756 Detmold, früher Oels. ❖ Am 31.05. *Frau Sigrid Kosche*, 49205 Hasbergen, früher Lauenbrunn.

84. Am 23.05. *Schwester Erika Reichelt*, 06005 Halle, früher Breslau u. Kunzendorf/Krs.Trenitz.

83. Am 02.05. *Frau Erna Stiller-Trumpold*, 49152 Bad Essen, früher Lamsfeld b. Breslau. ❖ Am 08.05. *Herr Pastor Kurt Neufert*, 06502 Thale/OT Neinstedt, früher Wühleisen. ❖ Am 15.05. *Herr Dr. Christian Greiff*, 86911 Dießen a. A., früher Görlitz.

82. Am 05.05. *Frau Ruth Döring*, 89522 Heidenheim, früher Saabor, Krs. Grünberg. ❖ Am 21.05. *Herr Pfarrer i. R. Erhard Benning*, 02827 Görlitz, früher Schlossberg/Ostpr. ❖ Am 28.05. *Frau Marianne Fricke*, 38274 Elbe-Gustedt.

81. Am 03.05. *Herr Andreas Sabarth*, 31848 Bad Münden, früher Riemendreis/Löwenberg. ❖ Am 11.05. *Frau Liselotte Sabarth, geb. Weiner*, 31848 Bad Münden, früher Görlitz. ❖ Am 28.05. *Herr Dieter Woizik*, 53721 Siegburg, früher Hermsdorf/Krs. Hirschberg.

80. Am 13.05. *Herr Klaus-Dieter Tempel*, 72622 Nürtingen, früher Konstadt. ❖ Am 24.05. *Herr Pfarrer i.R. Eberhard Czaika*, 87629 Füssen, früher Breslau. ❖ Am 30.05. *Frau Gudrun Mitschke*, 89231 Neu-Ulm.

79. Am 05.05. *Frau Brigitte Herbert*, 35216 Biedenkopf, früher Neisse/OS. ❖ Am 14.05. *Herr Karl-Wilhelm Schmidt*, 80992 München, früher Breslau.

78. Am 07.05. *Frau Friederike v. Gellhorn*, 24217 Wisch, früher Ottwitz. ❖ Am 23.05. *Frau Friederike Wirth*, 65779 Kelkheim, früher Liegnitz.

77. Am 22.05. *Herr Wolfgang Bulla*, 26382 Wilhelmshaven, früher Jauer. ❖ Am 24.05. *Herr Dr. Volker Boehm*, 53340 Meckenheim, früher Gleiwitz. ❖ Am 31.05. *Frau Ruth Schlag, geb. König* (in Schweidnitz), 14167 Berlin, früher Linden, Krs. Brieg.

76. Am 05.05. *Herr Altbischof Klaus Wollenweber*, 53129 Bonn, früher Krefeld.

75. Am 06.05. *Herr Günter Weiß*, 39261 Zerbst, früher Oels. ❖ Am 07.05. *Herr Dr. Ekkehard Knobloch*, 82131 Gauting.

73. Am 09.05. *Herr Schuldekan i. R. Georg Burkert*, 97980 Bad Mergentheim, früher Breslau. ❖ Am 30.05. *Frau Charlotte Merle*, 30171 Hannover, früher Schweidnitz.

71. Am 11.05. *Frau Gertraude M. Wallhofen-Vosseler*, 93049 Regensburg.

69. Am 17.05. *Frau Gisela Bartsch*, 31191 Algermissen, früher Harpersdorf/Goldberg.

67. Am 03.05. *Herr Hans-Joachim Scholz*, 06493 Harzgerode. ❖ Am 16.05. *Frau Annelies Böhmig*, 02763 Zittau, früher Lauban/Greifenberg.

66. Am 12.05. *Herr Klaus-Ulrich Vogel*, 32440 Porta Westfalica, früher Hille Krs.Minden.

64. Am 14.05. *Herr MR Dr. Rudolf Grzegorek*, 02826 Görlitz. ❖

Beitrittserklärung:

Ich erkläre hiermit meinen Beitritt zur Gemeinschaft evangelischer Schlesier e. V. bei einem Mitglieder-Jahresbeitrag von aktuell 30 Euro für das laufende Kalenderjahr; im Rahmen meiner Vereinsmitgliedschaft erhalte ich die Zeitschrift „Schlesischer Gottesfreund“ kostenfrei.

Ich möchte kein Mitglied werden, bestelle aber die Monatszeitschrift „Schlesischer Gottesfreund“ zum Abo-Preis von 36 Euro pro Jahr.

Bitte senden Sie mir eine Probenummer der Zeitschrift „Schlesischer Gottesfreund“ zu.

Datum: _____ Unterschrift: _____

Titel:

Nachname:

Vorname:

Straße:

PLZ, Ort:

Geburtsdatum/-ort:

Beruf:

persönlicher bzw. familiärer

schlesischer Herkunftsort: _____

Sollten Sie nicht mit der Veröffentlichung einiger Ihrer persönlichen Daten in der Geburtstagsliste des „Gottesfreundes“ einverstanden sein, kreuzen Sie es bitte in den entsprechenden Kästchen an.

Bitte einsenden an: Gemeinschaft evangelischer Schlesier e.V.

Postfach 1410, D – 32440 Porta Westfalica

oder Stiftung Evangelisches Schlesien
Schlaurother Straße 11, D – 02827 Görlitz

Bankverbindung: Stadtparkasse Porta Westfalica

BLZ: 490 519 90 Kto.-Nr.: 26 997

Impressum

Herausgeber:

Gemeinschaft evangelischer Schlesier (Hilfskomitee) e.V.

D 32440 Porta Westfalica, PF 1410, Tel.: 0571-971 99 74,

Bankverbindung: Stadtparkasse Porta Westfalica

Bankleitzahl: 490 519 90 – Konto-Nr.: 26997

IBAN: DE38490519900000026997 – BIC: WELADED1PWF

E-mail: info@gesev.de

Verantwortlich für den Inhalt:

Andreas Neumann-Nochten

Hotherstraße 32, D - 02826 Görlitz

Tel.: 03581 - 878988

E-mail: info@nochtenart.de

Beiträge/Grafik/Satz/Layout: Andreas Neumann-Nochten

**Herausgegeben in Zusammenarbeit mit der
Stiftung Evangelisches Schlesien**

Einsendungen: Schlaurother Straße 11, 02827 Görlitz

E-Mail: gottesfreund@kkvsol.net

Druck: BenatzkyMünstermann Druck GmbH, Hannover

Neue Sonderausstellung im Schlesischen Museum zu Görlitz – 11. Mai bis 31. Oktober 2015

Kunst zur Kriegszeit 1914 – 1918:

Künstler aus Schlesien zwischen Hurrapatriotismus und Friedenssehnsucht



Max Wislicenus: Friedhof von Inowłódz [Ostfront], um 1915, Foto: © René Pech, SMG

Zum Gedenken an den Ersten Weltkrieg stellt das Schlesische Museum zu Görlitz in seiner neuen Sonderausstellung Kunst zum Kriegsgeschehen vor. Die Kunstwerke berichten anschaulich von der anfänglichen Kriegsbegeisterung der Menschen, aber auch von ihren Ängsten und schrecklichen Erfahrungen, die ab 1916 zum Ruf nach Frieden führten. Mit einem Überblick über die Vielfalt der Kunstproduktion will die Ausstellung Denkanstöße zu einem damals wie heute aktuellen Thema vermitteln. Gezeigt werden rund 200 Exponate von 26 Künstlern, die in Schlesien



Hans Zimbal, Der Tod als Kriegstrommler, 1917, Foto: © SMG

tätig waren oder auf andere Weise mit Schlesien in Verbindung standen. Wie Künstler anderer Regionen teilte diese Künstler-schaft bei Kriegsbeginn fast ausnahmslos die allgemeine Kriegs-begeisterung. Die meisten sahen es als ihre patriotische Pflicht an, ihren Militärdienst zu leisten oder zumindest daheim die deutsche Kriegspropaganda zu unterstützen. Nur wenige äußerten sich bereits zu Beginn des Krieges skeptisch oder artikulierten ihre Ängste vor den Kriegsereignissen.

Das Museum verdankt das Zustandekommen dieser besonderen Schau vor allem der Großzügigkeit privater Leihgeber sowie dem Engagement seines Fördervereins. Auf diese Weise ist unter den Kunstwerken viel Unbekanntes zur Kunstgeschichte Schlesiens zu entdecken. Zu den Höhepunkten der Ausstellung zählt eine umfangreiche Dokumentation vom östlichen Kriegsschauplatz durch



Heinrich Tischler, Blatt aus einer Bildserie zum Ersten Weltkrieg, 1915, Foto © SMG

den Breslauer Akademieprofessor Max Wislicenus (1861-1957), der als Kriegsmaler in den ersten Kriegsjahren mehrfach im russisch besetzten Polen unterwegs war. Voller Mitgefühl und Respekt schilderte er das stark in Mitleidenschaft gezogene Land und seine leidende Bevölkerung. Eine Rarität sind des Weiteren drei bislang unbekannte Mappenwerke des Breslauer Akademie-schülers Heinrich Tischler (1892-1938), in denen der jüdische Nachwuchskünstler den Krieg aus eigenem Erlebnis heraus schilderte und seinem drängenden Wunsch nach Frieden und Halt in einer auseinanderbrechenden Welt Ausdruck verlieh. Als Leihgabe sind überdies zahlreiche Kriegszeichnungen von Ivo Hauptmann (1886-1973) zu sehen, die eine Vorstellung vom bedrückenden Frontgeschehen geben, das er im Briefwechsel mit seinem berühmten Dichtervater Gerhart Hauptmann in Agnetendorf immer wieder zur Sprache brachte.

Zur Ausstellung gibt es einen aufwändig bebilderten Katalog (ca. 300 Seiten), Preis: 39,- Euro (Subskriptionspreis: 35,- Euro bis einschließlich 10.5.2015). (Text: SMG)

Schlesisches Museum zu Görlitz – Schönhof, Brüderstraße 8,
02826 Görlitz – Tel. 03581 / 8791-0
kontakt@schlesisches-museum.de
www.schlesisches-museum.de
Öffnungszeiten: Di - So 10 - 17 Uhr